

Preis des Historischen Kollegs

Achte Verleihung
12. November 2004



Michael Mitterauer

Begrüßung durch den Vorsitzenden des Kuratoriums
des Historischen Kollegs

Professor Dr. Lothar Gall

Herr Bundespräsident,
Herr Ministerpräsident,
Frau Staatsministerin,
Herr Präsident Nöth,

Verehrter, lieber Herr Mitterauer,

im Namen des Kuratoriums des Historischen Kollegs darf ich Sie alle herzlich begrüßen. Wir freuen uns sehr, Herr Bundespräsident, daß Sie in der Tradition aller Ihrer Vorgänger seit 1983, seit Begründung dieses Preises, heute abend den Preis verleihen und zu uns sprechen werden. Es ist der Preis des Historischen Kollegs, dessen materielle Ausstattung, der Konstruktion des Kollegs entsprechend, von nichtstaatlicher Seite übernommen wird. Es war dies lange Jahre hindurch der Stiftungsfonds der Deutschen Bank. Diesmal ist es das Unternehmen DaimlerChrysler, das seit 2000 für fünf Jahre auch die Finanzierung eines der Stipendien übernommen hat. Ich begrüße als Vertreter des Stifters Herrn Fleig, der nachher zu uns sprechen wird. Damit ist die nichtstaatliche Seite der Finanzierung des Historischen Kollegs angesprochen. Bis zum Jahr 2000 wurde das ganze Kolleg seit seiner Gründung 1980 von quasi privater, besser gesagt von nichtstaatlicher Seite getragen, vom Stiftungsfonds der Deutschen Bank, deren langjähriger Sprecher in der Nachfolge des eigentlichen Initiators des Kollegs, Alfred Herrhausen, nämlich Hilmar Kopper, bis heute Vorsitzender des Freundeskreises des Kollegs ist, und vom Stifterverband für die deutsche Wissenschaft. Seit 2000 aber hat der Freistaat Bayern in Form einer public-private-partnership gut die Hälfte der Förderung übernommen. Das ging sehr wesentlich auf Ihre Hilfe und Unterstützung zurück, Herr Ministerpräsident, und ich danke Ihnen auch bei dieser Gelegenheit noch einmal sehr nachdrücklich dafür. Bayern hat damit einmal mehr die Förderung einer gesamtstaatlich ausgerichteten Einrichtung zu seiner Sache gemacht, wie es das allein im Bereich der Geschichtswissenschaft beispielsweise mit der Historischen Kommis-

sion bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften oder den *Monumenta Germaniae Historica* schon seit langem getan hat – ein anschauliches Beispiel für einen kooperativen Föderalismus gerade auch auf kulturellem Gebiet, der oft unterschätzt wird.

Meine Damen und Herren, der Preis des Historischen Kollegs, der heute abend zum achten Mal verliehen wird, wird in der Presse oft als „Deutscher Historikerpreis“ bezeichnet. Das unterstreicht den Rang des Preises, der dadurch, daß Sie, Herr Bundespräsident, ihn verleihen, noch besonders betont wird. Es ist allerdings, lieber Herr Mitterauer, kein bundesdeutscher Preis, der diesmal an einen ausländischen Historiker verliehen wird, sondern das „deutsch“ bezieht sich auf den, ich gebrauche bewußt das unscharfe Wort, deutschen Kulturraum, jenseits aller politisch-staatlichen Grenzen, aber auch jenseits aller vereinnahmenden Ansprüche. Im Hinblick auf Ihr Werk, Herr Mitterauer, das wir heute abend auszeichnen, ist das fast unnötig zu betonen. Denn es zielt, ausgehend von regionalen Studien über ihre engere Heimat, auf übernationale Fragen und Probleme in europäischer und zunehmend in vergleichend-welt-historischer Dimension. Es geht Ihnen mit Blick auf die langfristig konstituierenden, grundlegenden Elemente der historischen Prozesse um Vergleichbarkeiten und Unterschiede zwischen den Kulturräumen im weitläufigen Sinne, zumal zwischen dem im Zentrum stehenden europäischen, dem arabischen und dem chinesischen, also um eine in spezieller Bedeutung weltgeschichtliche Perspektive. Davon wird in der Laudatio durch Herrn Fried, Mitglied des Kuratoriums und selbst ehemaliger Preisträger, und wohl auch in Ihrer Rede noch ausführlich die Rede sein.

Mir obliegt es, neben den bereits genannten noch all jenen zu danken, die unsere Arbeit in der Vergangenheit unterstützt haben und es, wie ich hoffe, auch weiter tun werden. Neben den Stiftern der Stipendien, dem DaimlerChrysler-Fonds, der Fritz Thyssen Stiftung sowie einem Unternehmen, das seinen Beitrag anonym über die Spendenberatungsgesellschaft Fidentia leistet, sind das die zuständigen Gremien des bayerischen Landtags, dessen Repräsentanten, Herrn Dr. Spaenle, den Vorsitzenden des Ausschusses für Hochschule, Forschung und Kultur, ich herzlich begrüße. Aber auch Vertreter der Ministerien, des Wissenschaftsministeriums und insbesondere auch des Finanzministeriums, waren immer sehr hilfreich. Und das gilt auch für viele Vertreter der obersten Landesbehörden. Ich nenne stellvertretend Frau Huther, die Präsidentin des bayerischen Verfassungsgerichts.

Um das Kolleg hat sich in den letzten Jahren ein Freundeskreis gebildet, dessen Kuratoren und Mitglieder heute abend zahlreich anwesend

sind und die ich kollektiv herzlich begrüße. Gerade dieser Freundeskreis dokumentiert die breite Verankerung des Kollegs und auch seines Preises in weiten Gruppen der Gesellschaft und damit zugleich die Wechselwirkung zwischen ihr und der Wissenschaft. Diese ist heute abend in ihren Amtsträgern, in Akademie- und Universitätspräsidenten, in den Dekanen nahestehender Fakultäten und Fachbereiche, in Herrn Mitterauer persönlich verbundenen Gelehrten und wissenschaftlichen Weggenossen in vielfältiger Weise präsent. Sie alle versammeln sich in den Räumen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, die uns nicht nur für diese Veranstaltung, sondern auch für die öffentlichen Vorträge der Stipendiaten der Kollegs seit vielen Jahren zur Verfügung gestellt werden. Dafür danke ich ihr und ihrem gegenwärtigen Hausherrn, Herrn Präsidenten Nöth, der zugleich Mitglied unseres Kuratoriums ist, sehr herzlich.

Ich sprach davon, meine Damen und Herren, daß der Bayerische Staat seit dem Jahr 2000 das Historische Kolleg auch finanziell in seine Obhut genommen hat, aber eben nicht als bayerische Institution, sondern gewissermaßen in seiner gesamtstaatlichen Verantwortung, die gerade auch der deutschen Geschichtswissenschaft bis heute in vielfältiger Weise zugute kommt. Bayern steht dabei in einer langen einschlägigen Tradition, die tief in das 19. Jahrhundert, in die Zeit der Wittelsbacher, zurückreicht. Als heutigen Repräsentanten des Hauses Wittelsbach, auf das diese Tradition zurückgeht, begrüße ich S. K. H. Herzog Franz von Bayern herzlich. Er ist zugleich als Zeichen der Verbundenheit des Hauses Wittelsbach auch mit dieser Institution Mitglied unseres Freundeskreises.

Mit der heutigen Preisverleihung wird traditionsgemäß das neue Kollegjahr offiziell eröffnet. Ich begrüße aus diesem Anlaß die neuen Stipendiaten, Herrn Prof. Wilfried Hartmann von der Universität Tübingen, Herrn Prof. Heinz Schilling von der Humboldt-Universität Berlin, Herrn Prof. Michael Toch von der Hebräischen Universität in Jerusalem und als sogenannten Förderstipendiaten, besser wohl Juniorstipendiaten, Herrn Dr. Peter Scholz von der Universität Frankfurt a.M. Sie bilden die letzten Glieder einer immer länger werdenden Kette von Stipendiaten des Kollegs, die inzwischen viele Länder der Welt umspannt und verbindet.

Als letztes habe ich die angenehme Aufgabe, Ihnen, Frau Staatsministerin Hohlmeier, unser aller Dank für den Empfang auszusprechen, den Sie uns namens des Herrn Ministerpräsidenten im Anschluß an diese Feier geben werden.

Grußwort des Bayerischen Ministerpräsidenten

Dr. Edmund Stoiber

Herr Bundespräsident,
sehr verehrter Herr Professor Mitterauer,
meine Damen und Herren!

Das Historische Kolleg hier in München, in Bayern zu wissen, erfüllt mich mit Freude und mit Dankbarkeit.

- Mit Freude, weil eine Einrichtung der historischen Eliteförderung in München ihre Heimat hat und damit den Ruf Münchens und Bayerns als Kulturstadt und Kulturstaat nach Deutschland, Europa und in die Welt hinaus trägt.
- Mit Dankbarkeit all jenen gegenüber, die vor nunmehr 24 Jahren diese Einrichtung gründeten und finanziell ausstatteten. Dankbarkeit auch gegenüber allen, die seither das Historische Kolleg geleitet, beraten, unterstützt und gefördert haben. Mein Dank gilt insbesondere auch dem vor fünf Jahren gegründeten Freundeskreis.

Das Historische Kolleg ist entstanden durch großzügiges Mäzenatentum der Deutschen Bank und des Stifterverbandes für die deutsche Wissenschaft. Und es ist entstanden durch den Willen, herausragende Forscherpersönlichkeiten zu fördern, kurzum Eliteförderung zu betreiben.

Beides war 1980 nicht so selbstverständlich wie heute – das Mäzenatentum wie die Eliteförderung. Professor Theodor Schieder sagte bei der Eröffnung des Historischen Kollegs am 20. Oktober 1980 u. a. über die Ziele des Kollegs: „Es handelt sich um Spitzenförderung, ja sagen wir es ruhig, Eliteförderung.“ Das klingt noch nicht selbstverständlich, eher demonstrativ, dem Zeitgeist bewußt entgegengestellt.

Und so war es auch lange Zeit in Deutschland. Es schwang vielfach Unbehagen mit, wenn der Begriff Elite fiel. Vor dem Hintergrund der Vergangenheit unserer Nation setzte die junge deutsche Demokratie sehr auf das Prinzip der Gleichheit und verdrängte, daß gerade demokratische und innovative Gesellschaften verantwortungsbewußte Leistungseliten brauchen.

Heute, so denke ich, ist der Begriff Elite in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Heute ist uns mehr denn je bewußt, wie bedeutsam Eliten gerade in einem rohstoffarmen Land wie Deutschland sind. Sie sind nicht nur akzeptiert, sondern geradezu erwünscht.

Jene ideologiebehaftete Abwertung des Elitebegriffes fand in Bayern nie viele Anhänger. Im Gegenteil: Eliteförderung hatte in Bayern seit dem 19. Jahrhundert Tradition – und diese Tradition setzte sich auch nach 1945 ungebrochen fort. 1998 stellten wir dem Maximilianeum die Bayerische Eliteakademie an die Seite. Ziel dieser Akademie ist die studienbegleitende Qualifizierung von studentischen Spitzenkräften durch Vermittlung von Querschnittsdenken, Teamfähigkeit und Führungskompetenz.

Diese Eliteförderung haben wir jüngst erweitert mit dem Elitenetzwerk Bayern, mit dem wir bundesweit eine Vorreiterrolle übernehmen. Innerhalb des Elitenetzwerkes richten wir zehn Elitestudiengänge und fünf internationale Doktorandenkollegs ein, die seit diesem Wintersemester laufen. Hochbegabte Studierende und herausragende Nachwuchswissenschaftler erhalten damit an unseren Hochschulen beste Bildungschancen.

Es verwundert daher nicht, daß der Altphilologe und Historiker auf dem Sessel des Bayerischen Ministerpräsidenten, Franz Josef Strauß, der fest in der großen bayerischen Bildungstradition stand, der Errichtung des Historischen Kollegs mehr als aufgeschlossen gegenüberstand. Ich weiß aus unmittelbarer Erfahrung, wie sehr er das Historische Kolleg geschätzt und wie sehr er sich eingesetzt hat, damit das Historische Kolleg schließlich in der Kaulbach-Villa eine repräsentative, würdige und den Forschergeist anregende Heimstatt fand.

Vor wenigen Jahren übernahm dann der Freistaat Bayern für diese hochgeschätzte Einrichtung die finanzielle Grundsicherung. Seien Sie daher heute alle versichert, daß ich mich dem Historischen Kolleg in der Tradition von Franz Josef Strauß verbunden fühle.

Mit der Förderung herausragender Geschichtswissenschaftler ist dem Historischen Kolleg gleichsam eine zweite Aufgabe zugewachsen. Der unvergessene Alfred Herrhausen führte in seiner Ansprache bei der ersten Preisverleihung des Historischen Kollegs 1983 aus: „Wir wollten damit dazu beitragen, daß geschichtliches Bewußtsein wieder zurückkehrt in unseren Alltag, aus dem es das Trauma des so verbrecherischen Tuns in unserer jüngeren Vergangenheit vertrieben hat. Wir haben ja mit dieser Vergangenheit auch einen Teil Gegenwart verdrängt und dadurch an Identität eingebüßt.“

Der Elitebegriff ist zurückgekehrt in unseren Alltag, ist es auch das Geschichtsbewußtsein? Wie sieht es damit bald 60 Jahre nach jenem verbrecherischen Tun in unserem Land aus? Wie sieht es damit aus im Vergleich zu den anderen 24 Mitgliedstaaten in der EU und in der globalisierten Welt?

Darüber können Sie sicher profunder und kenntnisreicher Auskunft geben als ich. Als das Historische Kolleg gegründet wurde, stand die Geschichte mancherorts auf dem Abstellgleis. Sie war als selbständiges Fach in so manchem Bundesland von der Studentafel gestrichen und dem Fach Gemeinschaftskunde einverleibt. Auch hier hat sich einiges in den letzten Jahren zum Besseren gewendet. Dennoch, so meine ich, mehr Geschichtsbewußtsein täte unserem Land gut.

Es täte ihm gut als Gegenpol zur Kurzatmigkeit, zur Hektik und zur Gegenwartsbezogenheit unserer Zeit. Geschichte lehrt den Menschen das Denken in längeren Zeiträumen, lehrt die lange Wirkung von Religion, Tradition und Kultur in einer Gesellschaft, lehrt auch Demut und Bescheidenheit der Gegenwart vor dem, was unsere Vorfahren geleistet haben.

Mehr Geschichtsbewußtsein täte uns gut, weil Geschichte kulturelle und nationale Identität ermöglicht, jene Identität, die Alfred Herrhausen vor gut 20 Jahren vermißt hat. Diese Identität, so meine ich, macht eine Gesellschaft, macht ein Volk stabiler, krisenfester und selbstbewußter gegenüber oberflächlichen Zeitströmungen wie auch in Zeiten der Veränderungen.

Geschichtsbewußtsein ist notwendiger Teil des geistigen Wurzelgeflechts unserer Gemeinschaft. Geschichtsbewußtsein ist unverzichtbar, unverzichtbar für jene, die unser Land politisch führen, aber auch unverzichtbar für die gesamte Gesellschaft. Alfred Heuss, der erste Preisträger des Historischen Kollegs 1983, hat sich tiefeschürfende Gedanken über den Verlust der Geschichte und des Geschichtsbewußtseins gemacht. „Die Befestigung unseres ganzen Daseins verlangt danach, und auch im einzelnen sähe es dann bestimmt anders aus, und unsere Besinnung auf uns selbst und unsere Gegenwart litte dann vielleicht nicht an der Kurzsichtigkeit und Hintergrundlosigkeit, die man mangels profilierter geschichtlicher Vorstellungen heute nur allzu oft antrifft.“ Dieser Satz, 1959 geschrieben, hat nichts von seiner Aktualität verloren, wenn ich mir nur die jüngste Diskussion um unseren Nationalfeiertag anschau.

Wirtschaft, Gesellschaft, Regionen und Nationen sind angesichts der Europäisierung und Globalisierung in Bewegung geraten. Vertraute Tektoniken verschieben sich. Doch gleichzeitig mit der Verschiebung der-

artiger Tektoniken werden auch die Fragen der Fortentwicklung kultureller Identitäten von Gemeinwesen besondere Bedeutung erlangen. Je komplexer, undurchschaubarer, unkontrollierbarer und bürgerferner Entwicklungen werden, die auf den Menschen einwirken, um so größer wird seine Sehnsucht und sein Streben nach geistigem und kulturellem Halt werden. Dies ist nicht nur in Europa, dies ist auch in anderen Teilen der Welt erkennbar. Die Rolle von Geschichtsbewußtsein, die Rolle eines langen historischen und kulturellen Gedächtnisses eines Volkes in Bezug auf Modernisierungsprozesse scheint mir eine spannende und wichtige Frage zu sein. Von historischen Eliten darf ich, darf die Politik Antworten darauf erwarten.

Das Historische Kolleg gibt seit 1980 Antworten auf diese und andere Fragen. Die Liste der geförderten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die Liste der aus dieser Förderung hervorgegangenen Veröffentlichungen und die Liste der Preisträger sind ein eindrucksvolles Monument von Exzellenz.

In diese Reihe gesellen Sie sich heute, sehr verehrter Herr Professor Dr. Mitterauer. Persönlich und namens der Bayerischen Staatsregierung gratuliere ich Ihnen herzlich zum Preis des Historischen Kollegs. Sie gehen in Ihren Veröffentlichungen vor allem dem Zusammenspiel kultureller Phänomene nach. Mit Ihrem Buch „Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs“ haben Sie ein grundlegendes Werk zum besseren Verständnis unseres Kontinents vorgelegt.

Für dieses Werk wie für die Arbeit des Historischen Kollegs gilt das Wort des griechischen Historikers Polybios: „Nichts ist geeigneter, uns den rechten Weg zu weisen, als die Kenntnis der Vergangenheit.“

In diesem Sinne wünsche ich der Arbeit des Historischen Kollegs, der künftigen Förderung vieler Wissenschaftler sowie der Förderung von Geschichtsbewußtsein in unserem Land viel Erfolg.

Ansprache des Stifters

Günther Fleig

Mitglied des Vorstandes der DaimlerChrysler AG

Sehr geehrter Herr Bundespräsident,
sehr geehrter Herr Ministerpräsident,
sehr geehrter Herr Präsident Gall,
meine Damen und Herren Abgeordnete,
Exzellenzen, meine Damen und Herren und – ganz besonders –
sehr geehrter Herr Professor Mitterauer,
Ihnen allen gilt mein Gruß. Sie, sehr geehrter Herr Professor Mitterauer,
beglückwünsche ich im Namen der DaimlerChrysler AG und auch persönlich zu der hohen Auszeichnung, die Ihnen für Ihr Lebenswerk als Historiker zugesprochen worden ist.

Professor Schrempp läßt Sie alle sehr herzlich grüßen und bedauert es, Sie, Herr Professor Mitterauer, nicht persönlich ehren zu können.

Die Vergabe des Preises des Historischen Kollegs rückt diese nun fast 25 Jahre alte Einrichtung alle drei Jahre glanzvoll in das Licht der öffentlichen Aufmerksamkeit.

Mit dem Festakt am heutigen Abend wird auch für eine breitere Öffentlichkeit sozusagen schlaglichtartig sichtbar, worin das besondere Verdienst des Historischen Kollegs und seines ihm verbundenen Historikerpreises besteht:

- Es ist eine vorbildliche Stätte für die historische Forschung,
- es will zu wissenschaftlichen Spitzenleistungen anregen,
- sie fördern und – wie am heutigen Tage –
- besondere Exzellenz auszeichnen.

Wir bei DaimlerChrysler haben uns davon überzeugen können, daß dies nicht nur ambitioniert formulierte Ziele sind, sondern daß dies auch durch Taten hinterlegt wird.

Der von den Initiatoren des Kollegs formulierte Anspruch ist immer wieder neu erreicht worden. Ein Blick in die Liste der Preisträger seit 1983 bestätigt dies ebenso wie ein Blick in die Liste der Fellows und der

von ihnen vorgelegten Werke, die zum Teil auch eine breite öffentliche Wirkung entfaltet haben.

DaimlerChrysler steht in besonderer Weise für Tradition und Erfolg im Automobilbau. So verbinden wir sehr gerne unseren Namen mit einer Institution, die sich ebenfalls, wenn auch auf einem ganz anderen Feld, höchsten Ansprüchen verpflichtet fühlt.

Wir freuen uns, zur Zeit gemeinsam mit der Fritz Thyssen Stiftung, dem Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft und einem weiteren Förderunternehmen des Stifterverbandes Trägerin eines der jährlich vier Forschungsstipendien zu sein.

Mit der diesjährigen Dotierung des Preises des Historischen Kollegs wollen wir auch öffentlich unseren Respekt vor dem immer wieder aufs neue bewiesenen Leistungsgedanken des Kollegs zeigen, das im übrigen ein gelungenes Beispiel für Public Private Partnership in den Geisteswissenschaften ist.

Nun wird mancher berechtigterweise fragen: Warum verbindet sich ein solch eindeutig technologieorientiertes Unternehmen gerade mit den historischen Wissenschaften und dem Historischen Kolleg?

Meine sehr verehrten Damen und Herren, es wäre sicher abendfüllend, Ihnen das Selbstverständnis von DaimlerChrysler als „Good Corporate Citizen“ vorzustellen.

Nur soviel dazu: Wir nehmen diese Rolle in der Gesellschaft sehr ernst. Deshalb haben auch die Geisteswissenschaften ihren Platz in unseren Aktivitäten. DaimlerChrysler unterstützt beispielsweise allein durch Sponsoring und Spenden wissenschaftliche Projekte und damit auch die wissenschaftliche Freiheit jährlich mit einem zweistelligen Millionen-Euro-Betrag. Damit schaffen wir Raum für Innovationen. Denn die Zukunft ist nur durch Innovation zu gewinnen. Und gerade wir, mit unserer über 115-jährigen Tradition als Technologieführer unserer Industrie, wissen sehr genau: Innovation ist kein Selbstzweck, sondern entscheidender Erfolgsfaktor im globalen Wettbewerb.

Geisteswissenschaften leisten sehr wichtige Beiträge für die Wissenschaftsgesellschaft einer globalisierten Welt. Sie vermitteln uns wichtige Kenntnisse über andere Kulturen, um produktiv und konstruktiv zusammenarbeiten zu können.

Geisteswissenschaften sind gerade in einer von ökonomischen und naturwissenschaftlichen Gedanken geprägten Welt ein wichtiges und sinnstiftendes Bindeglied.

Lieber Herr Professor Mitterauer, Ihr Werk „Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderweges“ paßt sich sehr genau in dieses

Verständnis einer möglichen Rolle der Geisteswissenschaften ein – sicher nicht der einzigen. Denn Sie veranlassen uns, uns selbst zuallererst bewußt zu fragen „Warum sind wir Europäer so, wie wir sind?“ Erst wenn wir von uns selbst und unserem Herkommen eine Vorstellung haben, können wir wenigstens ansatzweise verstehen, warum andere Kulturen, andere Gesellschaften so sind, wie sie sind. Nämlich, daß sie bestimmt sind durch andere, unter Umständen uns eben fremde Vorstellungen von Welt. Solche Vorstellungen, Traditionen und Selbstverständnisse sind weder besser noch schlechter als die unseren. Sie sind eben anders. Dies müssen wir wissen und anerkennen. Nur dann werden wir wirklich weltweit erfolgreich produktiv und konstruktiv kooperieren können. Das gilt für die Wissenschaft, für die Politik und erst recht für die Wirtschaft. Ich danke Ihnen Herr Professor Mitterauer, daß Sie uns diese Erkenntnis vermittelt und näher gebracht haben.

Dem Historischen Kolleg wünsche ich, daß es auch in der Zukunft seine Rolle als „Center of Excellence“ für die Geschichtswissenschaft wahrnehmen wird.

Es ist auch ein Symbol für die notwendige Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Wirtschaft – für eine Verantwortungspartnerschaft, die unserem Land und seinen Menschen dient. DaimlerChrysler ist zwar ein globales Unternehmen. Wir sind aber nicht heimatlos.

Daher liegt uns der Standort Deutschland ganz besonders am Herzen. Gut ausgebildete Menschen und ihre Innovationen sind Deutschlands größte Ressource. Und gerade der Wohlstand unserer Gesellschaft basiert auf einer jahrhundertealten erfolgreichen Tradition von Wissenschaft, Forschung und Bildung. Im globalen Wettbewerb werden wir diesen Wohlstand nur dann erhalten bzw. weiter ausbauen können, wenn wir auch künftig herausragende Forschungsleistungen erbringen.

Auch das ist eine Verantwortung, der wir uns stellen wollen. Vielen Dank!

Laudatio auf den Preisträger

Professor Dr. Johannes Fried

Herr Bundespräsident,
Herr Ministerpräsident,
Frau Staatsministerin,
lieber Herr Mitterauer,
meine Damen und Herren!

„Vom Patriarchat zur Partnerschaft“ (zuerst 1977), „Familie und Arbeitsteilung“ (1992), „Ledige Mütter“ (1983), „Sozialgeschichte der Jugend“ (zuerst 1986), „Ahnen und Heilige. Namengebung in der europäischen Geschichte“ (zuerst 1993), „Geschichte der Familie“ (2003), endlich „Warum Europa?“ (zuerst 2003) – Buchtitel, die Themen verheißten, wie sie, als die Bücher geschrieben wurden, Allgemeinhistoriker selten oder gar nicht interessierten; allmählich nur zeichnet sich ein Wandel ab. Ihren Autor aber haben jene Bücher international berühmt gemacht. Er hat mit ihnen zu einer Neuorientierung beigetragen, die weithin zu spüren ist und in eine anthropologisch orientierte Geschichtswissenschaft mündet.

Michael Mitterauer wurde 1937 in Wien geboren, studierte ebenda Geschichte und Kunstgeschichte und wurde 1959, im jugendlichen Alter von 22 Jahren, mit einer ausgezeichneten, noch heute grundlegenden Arbeit zur Geschichte des österreichischen Raumes und seines Adels in karolingischer Zeit, näherhin von 788–907, promoviert¹. Er habilitierte sich neun Jahre später, 1968, mit einer nicht weniger bedeutenden, landesgeschichtlich ausgerichteten Arbeit zur mittelalterlichen Wirtschaftsverfassung einer niederösterreichischen Altsiedellandschaft². Die Anfänge des Forschers konzentrierten sich somit auf Probleme der österreichischen Landesgeschichte. Indes, bereits die Dissertation bediente sich der neuen adels- und personengeschichtlichen *Methoden*, die eben erst

¹ *Michael Mitterauer*, Karolingische Markgrafen im Südosten. Fränkische Reichsaristokratie und bayerischer Stammesadel im österreichischen Raum (Archiv für österreichische Geschichte 123, Wien 1963).

² *Michael Mitterauer*, Zollfreiheit und Marktbereich. Studien zur mittelalterlichen Wirtschaftsverfassung am Beispiel einer niederösterreichischen Altsiedellandschaft (Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich 18, Horn 1969).

entwickelt waren, um verfassungs- und sozialgeschichtliche Fragen und insgesamt die „Wechselwirkung zwischen Personen- und Institutionengeschichte“³ zu klären. Sie besaßen von Anfang an eine anthropologische Mitte: Verwandtschaft, Herrschaft und Politik, dazu Sozial- und vor allem Familiengeschichte. Immer stärker drängten sie für Michael Mitterauer in den Vordergrund. Seine Forschungen umkreisten die Menschen, ihre Bedürfnisse, Emotionen, Wünsche und Ziele und welche sozialen Trends sich daraus entwickelten; sie überstiegen bald die Grenzen des Mittelalters.

Die beiden Erstlinge zeichnen sich durch ihre Quellennähe und Sicherheit des Urteils aus. Die Zeit hat ihnen nichts anhaben können; sie sind grundlegend bis heute geblieben und legten das Fundament zu einer glänzenden Karriere: 1971 wurde Mitterauer Extraordinarius und 1973 Ordinarius für Sozialgeschichte an der Universität Wien. Durch Jahrzehnte war er Direktor oder Mitdirektor des Instituts für Wirtschafts- und Sozialgeschichte dieser Universität und hat durch sein Wirken dessen Ansehen und Ruhm in alle Welt verbreitet. Mitterauers reichhaltige Bibliographie umfaßt insgesamt 18 Bücher zur europäischen Sozial-, Familien-, Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte, deren Großteil ins Englische, Italienische, Französische, ins Japanische, Serbische oder Bulgarische übersetzt wurde. Ihr Autor ist Mitbegründer und Vizepräsident des Instituts für Österreichische Familienforschung und hob die eine neue Epoche geschichtswissenschaftlicher Forschung einläutende Zeitschrift „Historische Anthropologie“ mit aus der Taufe. Er gilt weltweit als eine der herausragenden Kapazitäten auf diesem Forschungsgebiet.

Es geht dem Wiener Historiker nie bloß um die Vergangenheit, sondern stets auch um die Gegenwart. Jene eingangs zitierten Titel verraten bereits die brennende Aktualität seiner Interessen: Patriarchat oder Partnerschaft, „Ledige Mütter“, „Sozialgeschichte der Jugend“, „Geschichte mit und von alten Menschen“⁴ – es sind die Sorgen und Nöte unserer Gegenwart, die Mitterauers Aufmerksamkeit wecken und seine historischen Forschungen lenken. Seine Bücher wenden sich den Voraussetzungen, Ursachen und Bedingungen dieser Nöte zu: dem Geschick unehelicher Kinder und ihrer Mütter; den Anpassungsschwierigkeiten einer Jugend, die im Zuge kultureller Globalisierung aus der Vielfalt der

³ *Michael Mitterauer*, *Markgrafen*, xv.

⁴ *Michael Mitterauer*, *Helmut Konrad* (Hrsg.), „Und i sitz' jetzt allan da“. Geschichte mit und von alten Menschen (Kultur Studien 9, Wien 1987).

überschaubaren Lebenszirkel Alteuropas ausgebrochen ist in die stereotype Massenkultur ihrer „Generationen“; dem Strukturwandel der Familie; der instabilen gesellschaftlichen Bewertung von Ehe und Elternschaft; dem sich auflösenden Familienverband und, wie diese Trends mit dem Ende des Patriarchats in Europa, der Singularisierung des Lebens und der gesellschaftlichen Isolation vieler Menschen einhergehen. „Und i sitz' jetzt allan da“ – so einer seiner Buchtitel.

Die Theoriebedürftigkeit der Geschichtswissenschaft hat Mitterauer frühzeitig erkannt und sich vorbehaltlos zu ihr bekannt. Ihn leitete sie zugleich zu dem angedeuteten Paradigmenwechsel in der Geschichtsforschung. Mit dem Ordinariatsantritt wandte er sich dezidiert der historischen Anthropologie und zumal der Familienforschung zu, bis dahin Stiefkindern historischer Aufmerksamkeit. Die damit geöffneten Arbeitsfelder dürfen nicht mit traditioneller Genealogie verwechselt werden. Ihr Themenspektrum ist vielfältig gefächert und schier unerschöpflich: Funktion der Familie in der Vergangenheit, Probleme bikultureller Familien in Geschichte und Gegenwart, überhaupt: der Umgang mit Fremden, ferner: die Relativität der Inzestschranke in historischen Gesellschaften⁵, geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in vorindustriellen Gesellschaften, Auswirkungen der Agrarrevolution und allgemein sozialer Umbrüche auf die ländliche Familienstruktur, Lebensverhältnisse ländlicher Unterschichten, Gestaltung und Wirkung von Religion und familiärer Frömmigkeit bei ihnen, ganz besonders die Ego-Dokumente aus diesen Kreisen, etwa die Autobiographie der Maria Gremel: „Mit neun Jahren im Dienst. Mein Leben in Stübl und am Bauernhof 1900–1930“⁶.

Mitterauer hat diese mitunter recht unbeholfenen, doch aufschlußreichen und auf ihre Weise kostbaren Lebenszeugnisse geradezu als sozial- und kulturhistorische Quellen entdeckt und begonnen, sie systematisch zu sammeln. Mittlerweile sind über 600 derartige Texte archiviert; viele von ihnen durch Mitterauer und seine Mitarbeiter auch zum Druck befördert. Leider gehören sie durchweg in die jüngere Neuzeit und das 20. Jahrhundert, kein einziger ins Mittelalter, mit dessen Erforschung auch Mitterauer seinen wissenschaftlichen Ausgang nahm. Gleichwohl wird man mit aller Vorsicht die Mentalitäten jener traditionalistisch lebenden bäuerlichen Unterschichten – Stichwort: „Für sie gab es immer

⁵ *Michael Mitterauer*, Die „Sitten der Magier“. Zur Relativität der Inzestschranke in historischen Gesellschaften, in: *Beiträge zur historischen Sozialkunde* 18 (1988) 13–19.

⁶ *Maria Gremel*, *Mit neun Jahren im Dienst. Mein Leben im Stübl und am Bauernhof 1900–1930*. Mit einem Vorwort von *Michael Mitterauer* (Damit es nicht verloren geht ... 1, Wien 1983).

nur die Alm⁷ – zu einer behutsamen Konstruktion älterer Mentalitäten heranziehen dürfen.

Vergleiche über große zeitliche und räumliche Distanzen wurden unabdingbar, eine „weltweit ausholende Gegenüberstellung von Kulturräumen“⁸. Interdisziplinarität hieß nun das Gebot der Stunde. Sie blieb für Mitterauer nicht folgenlose Leerformel. Repräsentanten verschiedenster Fachdisziplinen konnten zur Mitarbeit gewonnen werden: Islamisten, Indologen, Sinologen, Japanologen, Biologen, Pädagogen, Ethnologen, Religions- und Sprachwissenschaftler. Gemeinsam mit dem Freiburger „Institut für Historische Anthropologie“ wurden drei große Sammelbände zu „Geschlechtsreife und Legitimation zur Zeugung“, „Zur Sozialgeschichte der Kindheit“ und zu „Aufgaben, Rollen und Räume von Frau und Mann“ vorbereitet und in den Jahren 1985–89 zum Druck gebracht. Besondere Aufmerksamkeit gilt zumal seit der Wende von 1989 dem Vergleich mitteleuropäischer mit südslawischen und ostslawisch-russischen Regionen, realisiert etwa in einer kleinen, aber wegweisenden Studie „Gesindedienst und Jugendphase im europäischen Vergleich“⁹. Derartige Untersuchungen fördern das Verständnis der Anderen und Fremden und mit ihnen auch des Eigenen. Kulturelle Konfliktpotentiale zeichnen sich ab, und zugleich werden Strategien zur Konfliktvermeidung oder Konfliktbewältigung sichtbar und dahin führende Kooperationswege erschlossen.

Parallel zu den erwähnten drei Sammelbänden entstand Mitterauers „Sozialgeschichte der Jugend“. Die genealogische Sicht genügte längst nicht mehr, um das kulturelle Generationenproblem zu lösen. „Jugend“ war, so erkannte Mitterauer, keine gleichbleibende, gar einheitliche menschliche Universalie. Jede Kultur und jede Epoche definierte oder praktizierte ihre Jugend anders, jede zeitigte eigene Spannungen und Probleme. Stadt und Land, diese und jene Regionen traten auseinander. Die Dauer der Jugend variierte in Geschichte und Gegenwart. Eigentümliche Beschleunigungsprozesse zeichneten sich ab. Der Eintritt etwa des Stimmbruchs diene als Beispiel. „Bei Haydn war es mit 18, bei Schubert mit 16, bei Bruckner mit 15, im 20. Jahrhundert bei vielen schon mit 14 und 13. Anschaulich spiegelt sich in diesen Zahlen das Phänomen der Akzeleration der männlichen Geschlechtsreife in den letzten 200 Jah-

⁷ Barbara Wass, „Für sie gab es immer nur die Alm...“. Aus dem Leben einer Sennerin (Damit es nicht verloren geht... 16, Wien 1988).

⁸ Michael Mitterauer, Historisch-anthropologische Familienforschung. Fragestellungen und Zugangsweisen (Kulturstudien 15, Wien 1990) 13.

⁹ In: Geschichte und Gesellschaft 11 (1985) 177–204.

ren“¹⁰. Gesellschaft und Lebensformen, der Umgang mit dem Körper, Verhalten und Habitus, Zivilisation und Kultur traten bei solcher Sicht in neuer Weise hervor.

Die mannigfachen christlichen europäischen Verhältnisse wurden etwa mit der Jugend im Islam oder im Judentum verglichen. Nirgends gab es allgemeine, durch gemeinsame kulturelle Prägung zu identifizierende Generationen, vielmehr eine Vielzahl unterschiedlicher, geradezu „partikularistischer“ (S. 247 ff.), mehr oder weniger überschaubarer Milieus, welche die Lebensformen und Verhaltensweisen der Jugend prägten. Plastisch wird die Darstellung beispielsweise mit dem Blick auf Entstehung und Formen des häuslichen Jugendzimmers (heute ein wichtiger Wirtschaftsfaktor!). Diese Räumlichkeit sah sich in der Studie genauso berücksichtigt wie die Umgangsformen der Jugendlichen miteinander und mit Erwachsenen, wie Sozialdisziplinierung und Revolte. Erst in unserer eigenen Gegenwart vollzog sich eine überregionale, partiell weltweite Ausgleichsbewegung in Ost und West, die gleichartige, internationale Jugendstile mit sich brachte.

Der Blick in die Geschichte reißt Perspektiven auf, welche zuvor verdeckte Faktoren und Kräfte in den menschlichen Gesellschaften frühzeitig wahrzunehmen, namhaft zu machen und ihre Dynamik zu erfassen erlauben. Das Anderssein steckte, so ergab sich, in den Details, in den sich Schritt um Schritt verschiebenden Lebensformen und Lebensbedingungen, nicht in den volltönenden Manifesten und Proklamationen, von denen es in der Geschichte nur so wimmelt.

Auch und gerade die Studie über die Namengebung vermag es zu illustrieren. Sie bedient sich erfolgreich des interkulturellen Vergleichs. „Abdallah und Godelive. Zum Status von Frauen und Männern im Spiegel ‚heiliger Namen‘“ hieß eine parallele Studie, die knapp die Intention auch jenes Buches resümierte¹¹. Manch ein Zug der Namengebung einte die drei großen Religionen. Gleichwohl manifestierten sich in der Namengebung kulturell abweichende und trennende Sachverhalte, auch Einschnitte und Brüche. „Kein Problem für Attila und Leila?“ So eine bezeichnende Veröffentlichung Mitterauers. Die Namengebung in bikulturellen Familien erwies sich als recht aufschlußreich für gesellschaftliche und religiöse Spannungen und Konflikte, auch für die Chancen des sozialen Friedens.

¹⁰ Michael Mitterauer, Sozialgeschichte der Jugend (Frankfurt a.M. 1986) 14.

¹¹ In: Edith Saurer (Hrsg.), Die Religion der Geschlechter. Historische Aspekte religiöser Mentalitäten (L'homme, Beiheft 1, Wien 1995) 91–98.

Der Blick glitt über weite Räume. Verglichen sahen sich jüdische, griechische und römische Traditionen und ihre Wirkung im lateinischen Westen und byzantinischen Osten, verglichen auch die unterschiedlichen Gewohnheiten indischer und nestorianischer, äthiopischer und koptischer, iroschottischer, angelsächsischer und fränkischer Christen, verglichen endlich Islam und mediterranes Judentum, Mozaraber, theophore und nichttheophore Namen, die Nachbenennung nach Fürsten, Heiligen oder Ahnen und die von all diesen Traditionen gelöste Namengebung unserer eigenen Epoche, wo Ahnen und Heilige nicht mehr zählen, statt dessen exotische Moden und Idole. Der Heiligenhimmel bevölkerte sich in den diversen christlichen Religionen und Konfessionen nicht nur unterschiedlich; auch die Rolle, die den jeweiligen Heiligen im täglichen Leben zugebilligt wurde, orientierte sich immer wieder anders. In den Namen spiegelte sich die Gemeinschaft der Lebenden und der Toten, eine Gemeinschaft, um die sich heute, im Zeitalter der Verdrängung des Todes, niemand mehr sorgt. Und wer gedenkt noch der Schutzmacht des oder der Heiligen, dessen oder deren Namen er seinem Kinde gibt, wie es durch Jahrhunderte für Ost und West, wenn auch in unterschiedlicher Ausprägung, bezeugt ist.

Mit dem „Preis des Historischen Kollegs“ ausgezeichnet wurde zumal Mitterauers bislang jüngstes Buch „Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs“¹². Europa meint dabei nicht das mehr oder minder willkürliche Konstrukt der Geographen, das vom Atlantik bis zum Ural reicht, vielmehr den „Sozial- und Kulturraum“ (S. 12) zumal des ‚romanisch-germanischen Westens‘, dem der ‚slawische Osten‘ erst im Laufe der Jahrhunderte zuwuchs. Die für seine Untersuchung relevante Grenze identifiziert Mitterauer, kulturwissenschaftlich ausgerichteter Anthropologe, der er ist, im wesentlichen mit der sog. Hajnal-Linie (S. 72), einer von dem britischen Demographen John Hajnal beschriebenen Scheidelinie im Familien- und Heiratsmuster, die etwa von Triest nach St. Petersburg verläuft. So geht es denn auch nicht um eine allgemeine historiographische Grundlegung „Europas“, wie sie unlängst etwa Michael Borgolte in hervorragender Weise vorgelegt hat¹³. Mitterauer hat anderes im Blick.

Mit seinem Buch legt er eine Synthese seines bisherigen Lebenswerkes vor, die Wirtschaft und Gesellschaft, soziale Nöte und Kreativität,

¹² München 2003, 4. Aufl. 2004.

¹³ Michael Borgolte, Europa entdeckt seine Vielfalt. 1050–1250 (Handbuch der Geschichte Europas 3, Stuttgart 2002).

technischen Fortschritt und traditionalistischen Alltag zusammenführte. Der Autor greift einleitend eine von Max Weber aufgeworfene, doch nicht beantwortete Frage nach der „Verkettung von Umständen“ auf, welche die „okzidentale Sonderentwicklung“ möglich gemacht hätten, eine Frage, deren Beantwortung Mitterauer auf Wegen sucht, die der amerikanische Physiologe und Evolutionsbiologe Jared Diamond in seinem fulminanten Klassiker „Arm und Reich“ gewiesen hat¹⁴. Schmal im Umfang, gewichtig in seiner Aussage, hilfreich für künftige Urteilsbildung lenkt dieses Europa-Buch die Aufmerksamkeit auf kulturelle Triebkräfte, die gewöhnlich nicht in diesen Zusammenhang gerückt und in einem solchen gewürdigt werden. Mitterauers Antworten auf Webers Frage übersteigen denn auch die europäische Dimension und leiten über zu einer Analyse weltweit wirksamer, historisch bedingter und Künftiges bedingender kultureller Faktoren. Warum Europa, nicht etwa China oder die arabisch-muslimische Welt des Vorderen Orients, die Globalisierung einleiteten, ist freilich eine keineswegs nur die antiquarische Geschichtsforschung angehende Frage.

Der Untertitel des Buches gibt sich bescheiden: „Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs“. Tatsächlich wird nicht bloß *ein* Sonderweg, werden vielmehr *drei* beschrieben, deren jeder in seinem Anderssein gewürdigt wird. Die Ergebnisse sind einmal mehr durch Vergleich von Ursachen, ihren Verkettungen und deren Wirkungen im Bereich von drei oder vier Kulturen gewonnen: dem westlichen Europa, Byzanz, den Ländern des Islam im Vorderen Orient und China, ein Vergleich, der durch Jahrhunderte hindurch gezogen wird.

Kein verkappter oder historisch verbrämter Eurozentrismus waltet in diesem Buch, schon gar nicht prunkt es mit europäischer, gar westeuropäischer Überheblichkeit. Der Autor zeigt vielmehr an hervorragend ausgewählten Beispielen, welche nachhaltige Wirkungen das systemische Zusammenspiel natürlicher und kultureller Faktoren, scheinbar belangloser Einzelheiten zeitigt und wie Jahrhunderte, gar mehr als ein Jahrtausend tief in der Vergangenheit die heute weltweit als „Clash of Civilizations“ wirksamen ökonomischen, sozialen, politischen, produktiven oder in umfassendem Sinne kulturellen Bedingungen begründet sind. So dreht sich auf diesen wenigen hundert Seiten alles um Identifikation und Gewichtung sozialer und kultureller Kräfte, welche die rasant fortschreitende Globalisierung noch heute vorantreiben.

¹⁴ Jared Diamond, Guns, Germs, and Steel: The Fates of Human Societies (New York 1997), dt. „Arm und Reich“ (Frankfurt 1998).

Max Weber hatte nur pauschal auf die „Verkettung von Umständen“ verwiesen, die Europa groß gemacht hätte. Rationalität und kaufmännische Rechenhaftigkeit der Europäer gepaart mit religiösen oder konfessionellen Einflüssen spielten dabei eine maßgebliche Rolle. Diese Faktoren blieben indessen viel zu vage, als daß sie konkrete Orientierung erlaubten. Die „Umstände“, die Mitterauer identifizierte und vergleichend analysierte, betreffen Grundnahrungsmittel ebenso wie Gesellschaftsordnung, das Wechselspiel von Herrschaft, Gefolgschaft und Knechtschaft, die divergierenden Chancen divergierender Familien- wie Geschlechtergeschichten, abweichende technische Fertigkeiten wie klimatische Herausforderungen, Differenzen der Kommunikation wie der Medien, dann auch die Entfesselung kultureller Dynamik durch Religion und Kulte, durch Literalisierung und Wissenskultur.

So gelangt Mitterauer zu neuartigen Antworten auf Webers alte Frage. Sie führen weit in das europäische und außereuropäische ‚Frühmittelalter‘ zurück, weiter als man bisher auch nur entfernt geahnt hat. Damals sind offenbar entscheidende Weichenstellungen eingetreten, die den miteinander verglichenen Zivilisationen die Richtung wiesen und ihnen heute noch zu schaffen machen. Alles Leben wurde davon geprägt und gespeist, Werte und Normen, Verhalten und Urteile, Wissen und Ordnungen. Sie sind somit von unverbrauchter Aktualität für jedes konstruktive Wirtschaftshandeln und eine realistische Politik.

Im einzelnen sind diese Faktorenbündel: die differenzierende und noch heute anhaltende Wirkung der Agrarrevolution des frühen Mittelalters, die weitreichenden, komplexen Konsequenzen der Versorgung mit unterschiedlichen Grundnahrungsmitteln (Roggen im Westen, Naßreis in China, die Erträge des Gartenbaus in den Ländern des Islam), die ehegattenzentrierte Familienstruktur des Westens, die sowohl räumliche wie soziale Mobilität ermöglichenden Gesindeordnungen des Westens im Unterschied zu Diener- oder Sklaventum des nahen und fernen Orients, der scharfe, auf Freiheit gerichtete Dualismus von weltlicher Herrschaft und geistlicher Lenkung, Mittel und Methoden der Massenkommunikation – Predigt, Schriftkultur oder Buchdruck. Dies alles bahnte „Sonderwege“, die schließlich im 20. Jahrhundert in die von der europäisch-amerikanischen Zivilisation heraufgeführte Globalisierung mündeten.

Welcher Historiker hätte schon Europas unbestreitbar grandiosen Aufstieg zu einer weltweit normsetzenden Kultur und seine technischen Revolutionen an „Roggen und Hafer“, die Nahrung für Mensch und Pferd seit dem früheren Mittelalter, rückgekoppelt? Welcher Chinas seit derselben Epoche einsetzende Rückschrittlichkeit an seinen so erfolgrei-

chen Reisanbau? Reis statt Roggen bedeutete eine kulturelle Weichenstellung, deren Folgen heute weltweit und auf vielen Ebenen, nicht zuletzt in der Politik, zu greifen sind. Mit den anderen „Umstände“-Bündeln, die Mitterauer betrachtet, verhält es sich analog.

Ich bleibe zur Illustration bei dem Beispiel der Nahrung. Der Anbau von Getreide bringt eine Fülle weiterer Aktivitäten mit sich. So erfordert und vereint er unter anderem Ackerbau, Zugtierhaltung (Rind und Pferd), Dreifelderwirtschaft, Wassermühle, Waldwirtschaft, Transportmittel wie Lastwagen und Straße, Speicher und Lagerhäuser und anderes mehr. Der Gartenbau des Vorderen Orients bedarf vor allem einer ausgedehnten Bewässerungstechnik und keiner Mühle; er kann auf Lastwagen verzichten, sich mit Esel, Kamel und Karren begnügen, zeitigt mithin eine völlig andere Infrastruktur und Verteilungstechniken.

Auch der Reis bedarf keiner Mühlen. Obwohl in China die Wassermühle längst vor ihrer Verbreitung in Europa bekannt war, wurde sie dort überflüssig und verschwand tatsächlich mehr oder weniger ganz. Der leichte Reisanbau im Naßfeld (mit Wasserbüffeln) erübrigte nicht nur die Zugtierhaltung, zumal das Pferd; es verschwand ein Stimulus der Agrartechnik (wie Kummet und Wendepflug) und der Militärrevolution (von den schwerbewaffneten Panzerreitern bis hin zur neuzeitlichen Kavallerie). Mit dem Bedarf an Mühlen aber verlor sich ein entscheidendes Moment des technologischen Fortschritts: vertikales Mühlrad, Nockenwelle, Antriebskraft für Getreide-, Öl-, Loh-, Gips-, Farben-, Papier-, Pulver oder Erzmühle, (die schon vor Dampfmaschine und Elektrizität auf eine Art Industrialisierung zuliefen), Antriebskraft auch für die Pumpen und Entwässerungsanlagen im Montanwesen, für Stampf-, Walk- oder Sägemühle, für Hammerwerke und vieles mehr. Die technischen Innovationen des späteren Mittelalters, die sozialen Folgen für Land und Stadt, die Bedingungen für den intellektuellen und technischen Aufbruch der Neuzeit, gleichsam des Schneller, Weiter, Höher, der Griff nach Afrika, Amerika, Asien, die Globalisierung der Interessen – sie alle sind so an die scheinbar harmlose Agrarrevolution des Frühen Mittelalters rückgekoppelt, die ein neues Massennahrungsmittel bereitstellte und zu verarbeiten verlangte, und dies zu einer Zeit, als analoge Kräfte des Islam wegen lähmender Verkettung anders gearteter „Umstände“ ruhten und China sich hinter seinen langen Mauern verschanzte.

„Warum Europa?“ Dieses Buch ist innovativ durch seinen Perspektivenreichtum, grundlegend durch seine Ergebnisse und notwendig durch seine Aktualität. Es stellt Bedingungen kulturellen Schöpfertums dar, wie solches nicht durch ‚Nabelschau‘ gefördert wird, vielmehr durch

Neugier, Phantasie und Visionen, durch kulturelle Kooperation, Produktivität und Konstruktivität. Sie aber lassen sich bekanntlich, obgleich sie weite Bereiche wirtschaftenden Handelns, technischer Innovation, sozialer Organisation und Wissenskultur beherrschen, durch keine Macht herbeizwingen; sie entfalten sich eher durch kindgerechte Erziehung, Bildung und Spiel.

Michael Mitterauer beschreibt ihre Geburt aus dem Zusammenspiel zahlreicher, zwar allseits vorhandener, doch allerorts divergierender „Umstände“; er beschreibt sie konzentriert und doch in leicht eingängiger Sprache, nicht zuletzt und höchst vorbildlich für unsere schnellebige, mit jeder Stunde geizenden Gegenwart – auf knappem, jedermann bewältigbarem Raum. Dieses Buch darf als wegweisender Beitrag zu einer veritablen Weltgeschichte gelten, deren Sicht tatsächlich die ganze Erde erfaßt. Daß eine derartige Geschichte immer dringlicher wird, ist evident und bedarf keiner Rechtfertigung. Denn wir lernen aus der Geschichte und, wie ich betonen möchte, nur aus ihr (als der Meisterin aller Erfahrung). Der Mediävist Michael Mitterauer stellte sich dieser Herausforderung, die er einst selbst in die treffende Formel kleidete: „Aneignung der Vergangenheit als Zukunftsentwurf“¹⁵.

¹⁵ In: *Arthur E. Imhof* (Hrsg.), *Leben wir zu lange? Die Zunahme unserer Lebensspanne seit 300 Jahren – und die Folgen*, Beiträge eines Symposiums vom 27.–29. November 1991 an der Freien Universität Berlin (Köln 1992) 211–224.

Verleihung des Preises durch den Herrn Bundespräsidenten

Horst Köhler

Meine Damen und Herren,
sehr verehrter Herr Professor Mitterauer,

I.

als ich mein Amt im Juli antrat, haben mich die Mitarbeiter im Bundespräsidialamt über Verpflichtungen aufgeklärt, die ein Bundespräsident gewissermaßen „ex officio“ hat. Darunter war auch die heutige Verleihung des Preises des Historischen Kollegs.

Ich habe diese Verpflichtung gerne übernommen. Sie gibt mir die Gelegenheit, mit Herrn Professor Michael Mitterauer einen herausragenden Historiker auszuzeichnen. Die Laudatio hat Herr Professor Fried eben gehalten. Ich wage nicht, dem etwas hinzuzufügen. Ich sage nur: Mir hat sie viele Anregungen für eine sehr aktuelle Diskussion gegeben. Lassen Sie mich die Gelegenheit heute nutzen, etwas zur Rolle der Geisteswissenschaften zu sagen.

II.

Ehrlich gesagt, ich freue mich darüber, daß heute über die Naturwissenschaften, vor allem über die Bio-Wissenschaften und die Technikwissenschaften wieder viel mehr gesprochen wird als noch vor einigen Jahren. Gestern, bei der Verleihung des Deutschen Zukunftspreises des Bundespräsidenten, habe auch ich das getan: Ich mußte ein Interview geben, und der Interviewer fragte mich, was denn meine Lieblingsfächer gewesen seien und welche Noten ich in Chemie und Physik gehabt hätte. Meine Antwort: Chemie und Physik habe ich geschafft, aber Geschichte war

mein Lieblingsfach. Das also als meine ganz persönliche Brücke von den Naturwissenschaften zu den Geisteswissenschaften.

Tatsächlich zeichnen sich ja faszinierende Perspektiven durch die Naturwissenschaften, durch die Technikwissenschaften ab. Da entstehen Hoffnungen auf medizinischen Fortschritt. Hoffnungen auf Heilung bislang unheilbarer Krankheiten, auf die Lösung bestehender Probleme in der Arbeitswelt. Diese Hoffnungen, die sich vielfach schon zu konkreten Aussichten verdichten, geben der Wissenschaft und der Forschung Impulse. Das ist gut und richtig. Diese Perspektiven werden mitunter gegen die Geisteswissenschaften ausgespielt, weil sie ihren praktischen Nutzen nicht so eindeutig vor sich hertragen können wie die Naturwissenschaften.

Die Universitäten, die sich dem Wettbewerb untereinander stellen müssen, reagieren auf diese Konkurrenzsituation. Das kann dazu führen – und hat bisweilen auch schon dazu geführt –, daß sie die kleineren geisteswissenschaftlichen Fächer, die so genannten „Orchideen-Fächer“, abschaffen und statt dessen mit Studiengängen werben, die viel konkretere Berufsaussichten versprechen. Mit Fächern, von denen jede Frau und jeder Mann auf der Straße sofort sagen kann, „wozu sie gut sind“. Wir dürfen aber nicht zu kurz denken.

III.

Die Geisteswissenschaften können in den meisten Fällen nicht auf eine rasche Anwendbarkeit hin optimiert werden. Das sollen sie auch nicht. Im Gegenteil: Sie brauchen Zeit. Sie brauchen gedanklichen Freiraum und Kontinuität. Sie brauchen das, was das Historische Kolleg in der Kaulbach-Villa ihnen bietet.

In meiner Antrittsrede als Bundespräsident habe ich vom „Land der Ideen“ gesprochen, als das ich mir unser Land wünsche. Damit meine ich natürlich Forschung, Innovation, angewandte Kreativität bei der Lösung unserer gesellschaftlichen Probleme.

Aber das ist nicht alles, und das kann nicht alles sein. Ich meine mit dem „Land der Ideen“ auch die vielen traditionsreichen Universitäten und Forschungsinstitute, die geisteswissenschaftliche Schwerpunkte haben und in manchen Fällen seit mehreren Jahrhunderten pflegen. Ich meine damit Ideen, denen man Unrecht tut, wenn man sie danach bewertet, ob sie unmittelbar bestimmten Zwecken dienen. Ich meine damit

auch die etwa sperrigen Einfälle, die den Vorteil haben, daß sie zum Nachdenken, zum Diskutieren, zum Grübeln anregen.

Damit sie diese Ideen hervorbringen und pflegen können, brauchen Geisteswissenschaftler auch Muße. Nur so können sie geistiges Neuland betreten: jene Felder auf denen man nicht sofort erntet, die sich aber vielfach mit den Jahren als besonders fruchtbar erweisen.

IV.

Ich habe die letzten sechs Jahre im englischsprachigen Ausland verbracht, und da nennt man die Geisteswissenschaften „humanities“. Das hat eine schöne Doppelbedeutung, die wir immer im Bewußtsein behalten sollten: In der Einzahl heißt „humanity“ eben auch „Humanität“, „Menschlichkeit“.

Die Aufgaben der Geisteswissenschaften sind seit dem Mittelalter das Verstehen, das Argumentieren und das Unterscheiden. Der letzte Zweck aber besteht darin, unser Leben besser zu machen, und das ist ein zutiefst menschliches Anliegen.

Ich habe neulich einen Satz von Nike Wagner gelesen, und dieser Satz ist mir lange nachgegangen. Nike Wagner, die Leiterin des Weimarer Kunstfestes und Urenkelin von Richard Wagner, war vor Ort, als vor wenigen Wochen in Weimar die Herzogin Anna Amalia Bibliothek brannte, und sie schrieb: „So seltsam das klingen mag, aber der Verlust eines Stückes Kultur verursacht einen ähnlichen Schmerz, wie wenn etwas Lebendiges dahingegangen wäre.“

Unsere Kultur, unsere Geschichte lebendig zu halten, das lehren uns die historisch ausgerichteten Geisteswissenschaften. Sie lehren uns, daß Gedanken und Ideen, so alt sie sein mögen, nicht sterben können. Lebendig bleibt Geschichte aber auch dadurch, daß sie natürlich von der Gegenwart her geschrieben wird. Michael Mitterauer hat in eindrucksvoller Weise vorgemacht, wie das gehen kann. Vielleicht war es das, was Lessing meinte, als er forderte: „Die Geschichte soll nicht das Gedächtnis beschweren, sondern den Verstand erleichtern.“ Diesen Zweck, meine ich, sollten wir alle gelten lassen.

Um aber die Verstandeserleuchtung, die ich mir für uns alle vom Vortrag des Preisträgers erwarte, nicht länger hinauszuzögern, möchte ich jetzt die Verleihung des Preises des Historischen Kollegs vornehmen und deshalb Herrn Professor Mitterauer zu mir bitten.

Vortrag des Preisträgers
Europäische Geschichte in globalem Kontext

Professor Dr. Michael Mitterauer

Herr Bundespräsident,
Herr Ministerpräsident,
lieber Herr Fried,
meine Damen und Herren!

Mein Vorgänger als Preisträger des Historischen Kollegs, Wolfgang Reinhard, hat kürzlich bei einem Gespräch in kleinem Kreise von einer aufschlußreichen Erfahrung berichtet. In Diskussionen zu seinem neuen Buch „Lebensformen Europas“ wird er stets zum Thema „Europa“ befragt, viel weniger zum Thema „Lebensformen“, dem eigentlichen Gegenstand des Werkes. Ich habe persönlich ganz ähnliche Erfahrungen gemacht. In Diskussionen zu meinem Buch „Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs“ treten häufig sehr schnell aktuelle Fragen der Europäischen Union in den Vordergrund – die Grenzen Europas im Osten, die Zugehörigkeit der Türkei, das Europa der Gegenwart als Wertegemeinschaft. Vielfach führen solche Diskussionen dann weit weg von meinem Ausgangspunkt. Mein Thema sind frühe Entstehungsbedingungen und langfristige Entwicklungslinien des europäischen Sonderwegs im interkulturellen Vergleich, nicht primär aktuelle Probleme der Europapolitik. Sicher besteht zwischen solchen Gegenwartsfragen und historischen Themen der Langzeitentwicklung ein Zusammenhang – genauso wie zu Wolfgang Reinhards „Lebensformen Europas“. Europäisches Mittelalter läßt sich aber nicht unmittelbar in politische Handlungsanweisungen umsetzen, obwohl sicher auch Phänomene der „langen Dauer“ für die Gegenwart von Bedeutung sind. Ein solcher Zusammenhang ist jedoch meist bloß in stark vermittelter Form gegeben. Es ist verständlich, daß bei öffentlichen Diskussionen aktuelle Europa-Themen besondere Beachtung finden. Und es ist erfreulich, daß sie zu neuen Fragen an die Geschichtswissenschaft führen. Probleme sehe ich in der Reaktion der Wissenschaft. Es gibt sehr unterschiedliche Formen, mit

diesem neuen Interesse an europäischer Geschichte umzugehen. Mit solchen unterschiedlichen Formen des Umgangs mit europäischer Geschichte möchte ich mich heute in sehr geraffter Form befassen. Dabei ist es mir besonders wichtig, daß Europäische Geschichte in einem größeren Bezugsrahmen gesehen wird. Das meine ich mit „Europäische Geschichte in globalem Kontext“.

Überblickt man die großen Veröffentlichungen zur Europäischen Geschichte in zeitlicher Abfolge, so lassen sich deutlich verschiedene Wellen unterschiedlicher Intensität der wissenschaftlichen Aktivitäten feststellen. Das gilt genauso für die Einrichtung von Lehrkanzeln, Studiengängen und Forschungsinstituten zur Europäischen Geschichte. Und diese wissenschaftlichen Aktivitäten korrespondieren sehr auffällig mit politischen Europabewegungen. Das gilt schon für die Zwischenkriegszeit, ganz besonders aber für die zweite Jahrhunderthälfte. Nach einem Hoch in der Zeit nach den Römischen Verträgen ließ die Dynamik in den 70er Jahren deutlich nach, wurde dann aber nach der Beseitigung des Eisernen Vorhangs von einer neuen, noch viel stärkeren Aufschwungphase abgelöst. Solche Entsprechungen stimmen nachdenklich: Dient europäische Geschichtsschreibung als Legitimationsideologie für aktuelle Europapolitik? Heinz Duchhardt, der Direktor des Instituts für Europäische Geschichte in Mainz, formuliert dazu vorsichtig: „Wenn der Eindruck nicht täuscht, steht die europäische Geschichtswissenschaft heute in der Gefahr, vor dem Hintergrund eines gewissen öffentlichen Drucks aus dem politischen Raum, der politische Prozesse auch publizistisch abgefedert sehen will, sehr schnell Synthesen auf den Markt zu geben, für die die Zeit eigentlich noch nicht reif ist...“. Drastischer drückt sich Ludolf Kuchenbuch, Emeritus für Mittelalterliche Geschichte an der Fernuniversität Hagen, aus: „Der Druck der Öffentlichkeit auf die Agenten der Erinnerungskultur, zu erklären, was es mit der Vergangenheit Europas auf sich habe, ist groß – die Zunft steht vor einem großen gesellschaftlichen Auftrag. Viele Initiativen sind im Gange. Die Gefahr der Ansteckung durch die politischen Skepsis-, besonders aber die Hoffnungssparolen ist groß. Es gibt deutliche Anzeichen einer anpassungswilligen ‚Eurose‘ bzw. ‚Eurotik‘ im Historisierungsgeschäft. Eine typische Situation für die Konjunktur von Mythenimport und Mythenkritik.“ Die Politikwissenschaft liefert zu solchen Zusammenhängen das Stichwort „Identitätspolitik“. Geschichte eignet sich als Instrument von Identitätspolitik in vorzüglicher Weise. Das gilt für alle Ebenen – von der akademischen Forschung bis hin zu ihrer Weitervermittlung in Schulunterricht und Medien.

Das Muster einer Geschichte im Dienste politischer Bewegungen ist uns aus der Geschichte der Geschichtsschreibung gut bekannt. Nationalismus und nationale Geschichtsschreibung standen in der Vergangenheit und stehen mancherorts auch noch in der Gegenwart in engem Konnex. Sicher – der politische Zusammenschluß Europas will gerade Nationalismen – und damit auch nationale Geschichtsbilder – überwinden. Das kann aber nicht dadurch gelingen, daß man analoge Zugangsweisen zur Vergangenheit in größerem Rahmen reproduziert. Soll Stolz auf die Europäische Geschichte als Ziel historischer Darstellung den Stolz auf nationale Geschichte ablösen? Zweifellos wird niemand dabei heute noch mit dem Lobpreis „großer“ Herrscherpersönlichkeiten oder „großer“ Schlachtensiege operieren. Aber steht nicht – mit anderen Mitteln betrieben – ein ähnliches Ziel dahinter, wenn einer der renommiertesten Mittelalter-Historiker Europas „jungen Lesern“ die Europäische Geschichte unter folgenden Kapitelüberschriften erzählt: „Die Europäer entdecken die Drehung der Erde und das Planetensystem“, „Die Europäer entdecken den Blutkreislauf“, „Die Europäer entdecken den Fall des Apfels“, „Die Europäer entdecken den Dampfkessel“, „Die Europäer erfinden die moderne Chemie“, „Die Europäer perfektionieren die Mathematik“, „Die Europäer entdecken die Struktur des Universums“. Da kann man doch richtig stolz sein auf diese Europäer! Eurozentrismus und Ethnozentrismus liegen in ihrer Zugangsweise zur Vergangenheit nicht weit auseinander. Beide stellen die eigene Großgruppe in den Mittelpunkt. Und auch in den Folgen für gesellschaftliches Bewußtsein und politisches Handeln unterscheiden sie sich nicht grundsätzlich. Historische Europa-Rhetorik in unserem öffentlichen Leben mag auf den ersten Blick harmlos wirken. Sie ist es nicht, weil sie implizit stets auch Haltungen und Einstellungen gegenüber außereuropäischen Regionen unserer Welt beeinflusst. Gerade wo es um die Identitätsbildung junger Menschen geht, scheint es mir wesentlich, eurozentrischen Tendenzen entgegenzuwirken. Das gilt für alle Formen der Vermittlung im Schulunterricht, der Gestaltung von Schulbüchern, der Aus- und Fortbildung von Lehrern etc. Kritisches Engagement der Geschichtswissenschaft ist – meiner Überzeugung nach – auf allen diesen Ebenen heute wieder besonders erforderlich. Unsere Identität als Europäer muß primär aus der Gegenwart kommen. Es wäre um Europa traurig bestellt, wenn Defiziterlebnisse der Gegenwart mit positiv konstruierten Geschichtsbildern ausgeglichen werden müßten.

Idealtypisch – und damit notwendig auch sehr vereinfachend – läßt sich zwischen zwei prinzipiell verschiedenen Zugangsweisen zur Ver-

gangenheit unterscheiden. Sie haben auch für die Europäische Geschichte Geltung. Die erste möchte ich die identifikatorische nennen, d. h. die Identität schaffende – und das mit ganz bestimmter Zielsetzung. Um nicht mißverstanden zu werden: Identität hat immer auch mit Geschichte zu tun. Wenn wir heute hier in der Klangwelt von Wolfgang Amadeus Mozart unsere eigene Kulturtradition lebendig fühlen, so besteht ein starker Bezug zwischen Gegenwart und Vergangenheit. Allerdings hat das nichts mit Geschichtswissenschaft zu tun. Identifikatorische Geschichtswissenschaft stellt historische Forschung und Lehre in den Dienst einer bestimmten Bewußtseinsbildung in der Gegenwart. Sie betreibt – um den Begriff nochmals zu gebrauchen – Identitätspolitik. Ihr geht es um das Wir-Bewußtsein einer Großgruppe aus ihrer Geschichte, um eine positiv besetzte historische Identität, um ein besonderes Selbstwertgefühl aus dem Wissen um die eigene Vergangenheit. Sie integriert die Gruppe nach innen und grenzt sie damit zugleich nach außen ab – bis hin zur Produktion von Feindbildern. Mit der eigenen Hochbewertung kann die Abwertung des Fremden korrespondieren. Aus der Geschichte unseres Faches kennen wir dafür viele Beispiele. Wesentliche Auswirkungen dieser Zugangsweise liegen auf der emotionalen Ebene. Eine solche Identitätsstiftung auf emotionaler Ebene wird von keiner anderen Humanwissenschaft erwartet – nicht von der Ökonomie, der Soziologie, der Politologie. Sie ist ein Spezifikum der Geschichtswissenschaft. Den Extremfall der Emotionalisierung mit Blick auf die Vergangenheit stellt die Jubelstimmung dar, um die sich das Feiern von Geschichte bei Jubiläen bemüht. Ethno- wie eurozentrische Geschichtswissenschaft gehören zu diesem emotionalisierten, identifikatorischen Typ. Und selbst wenn in der Gegenwart keine Absicht dieser Art besteht, so tradieren doch viele Formen der Darstellung nationaler und europäischer Geschichte ethno- bzw. eurozentrische Geschichtsbilder weiter.

Die zweite Zugangsweise möchte ich die genetisch-interpretative nennen. Bei diesem Ansatz geht es nicht um Emotionen, sondern um rationale Erkenntnisse aus der Vergangenheit. Ziel ist letztlich ein besseres Verstehen von Phänomenen des gesellschaftlichen Lebens aus ihrem Gewordensein – also Aufklärung durch Geschichte. Ohne Einbeziehung der historischen Dimension sind die Gegebenheiten von Politik, Wirtschaft, Kultur etc., die uns heute umgeben, sicher nicht befriedigend zu erklären. Um in diesem Sinn Welt erklärbar zu machen, bedarf es eines ganz anderen Zugangs zur Geschichte, als ihn die identifikatorische Geschichtsdarstellung im Dienste des Wir-Bewußtseins von Großgruppen leistet.

In der Beschäftigung mit Europäischer Geschichte hat dieser zweite Typus in den letzten Jahrzehnten eine wichtige Rolle erlangt. Es sei das am Beispiel der Historischen Familienforschung erläutert. Ich wähle sie als Beispiel, weil ich den Weg dieser historischen Teildisziplin von Anfang an mitgegangen bin, weil ich um die gesellschaftlichen Entstehungsbedingungen zu wissen glaube, weil ich die Relevanz der Forschungsergebnisse für die Gesellschaft einzuschätzen vermag. Arbeit auf dem Gebiet der Sozialgeschichte der Familie bedeutete für mich das entscheidende Schlüsselerlebnis auf dem Weg zu einer sinnhaften historischen Tätigkeit in Forschung und Lehre. Und diese Erfahrung teile ich mit vielen Kolleginnen und Kollegen.

Seit den sechziger Jahren haben verschiedene Forschergruppen durch Projekte, Konferenzen und Publikationen die Basis für eine europaweit vergleichende Erforschung europäischer Familienverhältnisse in der Vergangenheit gelegt. Heute kann man diesbezüglich von einer wohletablierten historischen Teildisziplin sprechen. Die in ganz Europa mit analogen Fragestellungen und analogen Methoden durchgeführten Studien lassen allgemeine Aussagen über spezifisch europäische Familienphänomene zu. Das viel diskutierte „European marriage pattern“ mit seinem hohen Heiratsalter und seinen hohen Ledigenzahlen westlich der Linie St. Petersburg-Triest wäre beispielsweise in diesem Zusammenhang zu nennen. Besonderes Selbstwertgefühl der Europäer läßt sich aus solchen Forschungsergebnissen kaum gewinnen. Sollte man vielleicht auf die durch das hohe Heiratsalter bedingte hohe Zahl von unehelichen Kindern besonders stolz sein? Um einen solchen Bezug zur Vergangenheit ging es der Familienforschung damals gar nicht. Das historische Interesse war in ganz anderer Weise gesellschaftlich motiviert. Nicht zeitgleich verlaufende Europabewegungen auf politischer Ebene haben den Anstoß zur Beschäftigung mit europäischen Familienverhältnissen der Vergangenheit gegeben, sondern aktuelle Prozesse des Wandels der Familie. Es steht außer Frage, daß die enorme Dynamik der Historischen Familienforschung seit den sechziger Jahren mit Veränderungen der Familie in dieser Zeit zusammenhängt: mit abnehmenden Kinderzahlen – Stichwort „Vom Baby-Boom zum Pillenknick“ –, mit zunehmender Scheidungshäufigkeit, mit ansteigender Lebenserwartung, mit sich verändernden Geschlechterrollen, mit der Diskussion um alternative Lebensformen zu überkommenen Familienverhältnissen etc. Ähnliches ließe sich für andere neue Themenfelder der Geschichtswissenschaft feststellen, die in den letzten Jahrzehnten europaweit an Bedeutung gewonnen haben und die in europäischem Rahmen auf vergleichender Ba-

sis betrieben werden – für die Geschlechtergeschichte, für die Umweltgeschichte, für die Geschichte der Migration. Letztlich ging und geht es bei allen diesen neuen Forschungsbereichen nicht um Europa, sondern um ein besseres Verständnis von aktuellen gesellschaftlichen Problemfeldern aus ihrem historischen Gewordensein.

Daß alle diese genetisch-interpretativen Zugangsweisen so stark dem räumlichen Rahmen Europa verbunden blieben, hat keine theoretischen Gründe, sondern war und ist ausschließlich durch praktische Probleme der Machbarkeit bestimmt. Schon innerhalb des Kontinents sind vergleichenden Studien in vieler Hinsicht Grenzen gesetzt – durch Sprachkenntnisse, durch Schwierigkeiten des Zugangs zur Spezialliteratur, durch mangelnde Vertrautheit mit dem historischen Kontext des Untersuchungsgegenstands in anderen europäischen Regionen. Erst recht gilt das in größerem räumlichen Rahmen. Nur ausnahmsweise gelang es, den komparativen Ansatz über Europa hinaus auszuweiten. Die Historische Familienforschung ist dafür ein gutes Beispiel. Schon in den Pionierstudien wurde etwa hier Japan mit einbezogen. Aus meinen eigenen Arbeiten ist mir die Schwierigkeit voll bewußt, die ein über Europa hinausgehender Vergleich mit sich bringt. Ein Beispiel: Als ich im westlichen Balkanraum Hinweise auf verchristlichte Formen von Ahnenkult gefunden zu haben glaubte, habe ich lange gezögert, Zusammenhänge mit außereuropäischen Formen des Ahnenkults herzustellen. Erst eine Vortragsreise nach Japan und Taiwan sowie dort mit Kollegen geführte Gespräche haben mir genügend Selbstvertrauen gegeben, darüber zu publizieren. Es gilt viel Angst zu überwinden, viel Zusätzliches zu lernen, um sich auf solche Vergleiche einzulassen. Aber der Aufwand lohnt sich. Wir können aus einer interkulturell vergleichenden Historischen Familienforschung eine Menge lernen: Wir können etwa die spezifische Bevölkerungsentwicklung in Indien besser verstehen, wenn wir um die religiöse Bedeutung von Söhnegeburten wissen – mit Wurzeln, die weit in frühe Zeiten zurückreichen. Wir können archaische Muster der Familienehre in Anatolien in ihrem Kontrast zu europäischen Verhältnissen besser begreifen – ein Problemfeld, mit dem sich die EU bei den Beitrittsverhandlungen mit der Türkei beschäftigen müssen wird. Wir können verstehen, warum – anders als in Europa – die Scheidungszahlen in manchen Regionen der Welt sinken – etwa im islamisch-arabischen Raum oder in Japan. Sicher wird das Problem der Machbarkeit auch weiterhin eine Konzentration vergleichender Studien auf den europäischen Raum begünstigen. Und es ist für eine europäische Geschichtsschreibung der Zukunft schon viel gewonnen, wenn es gelingt, den innereuro-

päischen Vergleich stärker auszubauen. Vom grundsätzlichen Erkenntnisinteresse her gibt es allerdings für den von aktuellen Fragestellungen ausgehenden genetisch-interpretativen Ansatz keine kulturräumlichen Grenzen. Im Gegenteil – er kann durch deren Überschreiten nur gewinnen. Europa tritt dann zurück. Der globale Kontext bekommt größere Bedeutung. Und im Zeitalter der Globalisierung wird dieser weitere räumliche Bezug auch für die Geschichtswissenschaft zunehmend erforderlich sein.

Es kann kein Zweifel bestehen, daß in Europa derzeit mehr über Europäische Geschichte geforscht, geschrieben, diskutiert wird als über Globalgeschichte. Sowohl auf der Ebene von wissenschaftlichen Publikationen als auch der von wissenschaftlichen Einrichtungen ist das Gefälle eindeutig. Geht das Interesse an Europa zulasten globaler Perspektiven? In der Geschichtswissenschaft? Vielleicht darüber hinaus im gesellschaftlichen Bewußtsein generell? Europäische Geschichte und Globalgeschichte stehen zueinander nicht in einem reziproken Verhältnis. Die Zunahme der einen hat nicht notwendig eine Abnahme der anderen zur Folge. Von den verschiedenen Wellen intensiverer Beschäftigung mit Europäischer Geschichte wurde festgestellt, daß sie mit der Intensität politischer Integrationsbewegungen korrespondieren. Gibt es in Europa politische Bewegungen, die eine über den Kontinent hinausgehende Solidarität zum Ziel haben? In welcher Intensität wirken solche Bewegungen? In welcher Weise beeinflussen sie die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Vergangenheit?

Der Begriff „Globalgeschichte“ ist wissenschaftlich jung. Er wird oft gleichbedeutend mit der älteren „Weltgeschichte“ bzw. der zunehmend aus der Mode kommenden „Universalgeschichte“ gebraucht, mitunter aber auch mit spezifischen Konnotationen. So kann er für eine betont nicht-eurozentrische Geschichtsbetrachtung stehen. Manchmal wird er für die Vorgeschichte aktueller Prozesse der Globalisierung verwendet. In diesem Verständnis bezieht er sich auf die Entstehung und Ausbreitung weltweiter Systemzusammenhänge – also auf Weltgeschichte als globale Interaktionsgeschichte. Für Zeiten vor solchen Prozessen weltweiter Vernetzung, durchaus aber auch parallel zu ihnen ist Weltgeschichte als interkulturell vergleichende Zugangsweise möglich – etwa im Sinne der angesprochenen Beispiele einer genetisch-interpretativen Behandlung aktueller Themen wie Familie, Umwelt, Migration etc. Es spricht nichts dagegen, auch diese Form einer auf spezielle Themen zentrierten interkulturell vergleichenden Geschichte als „Globalgeschichte“ oder zumindest als „Geschichte in globalem Kontext“ zu charakterisieren.

Eine Fragestellung der Europäischen Geschichte scheint in besonderer Weise geeignet, die spezifische Geschichte dieses Kulturraums mit globalgeschichtlichen Perspektiven zu verbinden. Gemeint ist die Frage nach den historischen Bedingungen, unter denen es zur charakteristischen Sonderentwicklung Europas gekommen ist. Das Thema beschäftigt nicht nur die Geschichtswissenschaft, ebenso die Geschichtssoziologie, die Nationalökonomie, die Sozialanthropologie sowie die so genannten „area studies“. Es wurde und wird unter verschiedenen Etiketten diskutiert. Max Weber, den diese Frage sehr früh und besonders intensiv beschäftigt hat, sprach von der „okzidentalen Sonderentwicklung“. In der englischsprachigen Literatur ist häufig von „The rise of the West“ die Rede. Eine Publikation unter dem Titel „The European Miracle“ hat die Debatte besonders stimuliert. Mit dem Begriff „okzidentale Ausnahmeentwicklung“ wird in der neueren Literatur wieder an die Terminologie Max Webers angeknüpft. Aber auch der Titel „Der europäische Sonderweg“ – durch die Parallele zum „deutschen Sonderweg“ nicht ohne Probleme – findet sich in der neueren Literatur. Er trifft den angesprochenen Sachverhalt präzise. Deshalb habe ich mich im Titel meines Buches „Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs“ dieser Terminologie in einer weicheren Form angeschlossen.

Aus globalgeschichtlicher Perspektive bringt die Frage nach Erscheinungen und Ursachen des europäischen Sonderwegs den Blick auf alternative Phänomene ein: anders organisierte Religionsgemeinschaften, anders strukturierte Familienformen, anders gestaltete Herrschaftsordnungen, andere Formen der Kommunikation in Wort, Bild und Schrift. Vergleiche zwischen solchen unterschiedlichen Mustern müssen keineswegs weltweit angelegt sein. Mitunter macht schon eine zwei- oder dreiseitige Gegenüberstellung – etwa mit dem islamischen Raum, mit China, mit Japan – spezifisch Europäisches bewußt. Für die Bedeutung des Buchdrucks etwa habe ich das in einer Gegenüberstellung von China, Europa und dem islamischen Raum versucht. Und ich glaube, daß sich manche gesellschaftlichen Erscheinungen in der Türkei heute aus der – letztlich religiös bedingten – enormen Verzögerung in der Übernahme dieser Technik im Osmanischen Reich erklären lassen. Die Einbeziehung globaler Perspektiven wird durch solche begrenzte Vergleiche thematisch überschaubar und arbeitstechnisch bewältigbar. Sicher besteht dabei die Gefahr, Erscheinungen außereuropäischer Kulturen zur bloßen Kontrastfolie von europäischen zu degradieren. Aber vergleichende Forschung bedarf der Arbeit mit Differenzen. Und wo der Vergleich nicht mit Wertungen verbunden ist, bringt er für beide Seiten Gewinn. Es kön-

nen aus Unterschieden gegenüber dem europäischen Sonderweg auch für die Geschichte Japans, Chinas, des islamischen Raums wertvolle Erkenntnisse gewonnen werden. Mehr Wissen um die Vergangenheit außereuropäischer Kulturräume aus einer vergleichenden Perspektive kann zu mehr Verständnis für sie in der Gegenwart beitragen.

Europäische Geschichte unter dem Stichwort „Sonderweg“ oder „Ausnahmeentwicklung“ zu konzipieren, läßt die Gefahr des Eurozentrismus auch bei einer genetisch-interpretativen Zugangsweise aufkommen. Ist man nicht historisch besonders bedeutsam, wenn man einen „Sonderweg“ gegangen ist, wenn man eine „Ausnahmeentwicklung“ durchlebt hat? Findet nicht eine so konzipierte Europäische Geschichte unter anderem Vorzeichen zu genau jenem übersteigerten Selbstwertgefühl, das der traditionellen Nationalgeschichte zum Vorwurf gemacht wird? Dem ist zunächst entgegenzuhalten, daß prinzipiell jeder historisch gewachsene Kulturraum auf seinen spezifischen „Sonderweg“ zurückblicken kann. Der europäische Sonderweg stellt – so betrachtet – nur einen von vielen dar. Unterschiede zwischen solchen Sonderwegen zu untersuchen, ist sicher noch kein Zeichen von Überheblichkeit. Man wird aber noch einen Schritt weiter gehen können. Europa war und ist Ausgangspunkt maßgeblicher Prozesse der Modernisierung. Solche Prozesse haben weit über Europa hinaus prägend gewirkt – mit positiven, durchaus aber auch mit sehr negativen Folgen für andere Kulturräume. Die Feststellung des Sachverhalts dieser prägenden Wirkung Europas bedeutet noch nicht Eurozentrismus. Eurozentrismus ist erst ein Bewußtsein der Überlegenheit, das sich auf diesen Sachverhalt beruft. Der Versuch, jede Beschäftigung mit Europas Sonderweg von vornherein als Eurozentrismus zu denunzieren, übersieht diesen Unterschied.

Als ein Sonderweg unter vielen, darüber hinaus aber auch als ein Sonderweg mit besonders nachhaltiger Wirkung auf Prozesse der Globalisierung ist der europäische Sonderweg sicher ein wesentliches Thema der europäischen Geschichtsschreibung. Es geht dabei nicht nur darum, seine Entwicklung darzustellen, sondern auch seine Ursachen zu erforschen. Dazu bedarf es des Vergleichs – des Vergleichs innerhalb des Kulturraums, vor allem aber über ihn hinausgehend in globalem Kontext. Die klassischen Zugangsweisen der Komparatistik sind damit herausgefordert – gleichgültig welcher Richtung man sie zuordnet: der „Geschichtssoziologie“, der „Historischen Sozialwissenschaft“, der „Historischen Anthropologie“. Gerade die Historische Anthropologie hat eine starke Tradition des interkulturellen Vergleichs zwischen verschiedenen „area studies“. Es ist wohl kein Zufall, daß in der Beschäftigung mit Ten-

denzen der europäischen Historiographie neuerdings Bezeichnungen auftreten, die denen der „area studies“ analog konzipiert sind. Von „Europäistik“ ist in diesem Zusammenhang die Rede, ebenso von „Okzidentalistik“ in Analogie zur „Orientalistik“. Vielleicht deuten diese neuen Bezeichnungen eine neue Perspektive im Umgang mit Europäischer Geschichte an: den kühlen, distanzierten Blick gleichsam von außen, wie wir ihn im Umgang mit außereuropäischer Geschichte gewohnt sind. Für eine Europäische Geschichte in globalem Kontext wäre das eine gute Grundlage.

Wo es um die wissenschaftliche Analyse eines Themas in der Vergangenheit geht, ist dieser kühle, distanzierte Blick notwendig. Wie die Ökonomie, die Soziologie, die Anthropologie ist auch die Geschichtswissenschaft ein höchst rationales Geschäft. Das heißt aber nicht, daß wir ohne innere Anteilnahme, ohne Betroffenheit, ohne Engagement an sie herangehen müßten. Mir persönlich ist das Zusammenspiel dieser unterschiedlichen Erlebnisweisen im Rahmen der Historischen Familienforschung sehr bewußt geworden. Hier ging es in vieler Hinsicht um brennend aktuelle Fragen, zu denen die Analyse vergangener Familienverhältnisse viel beitragen konnte. Wenn wir uns als Wissenschaftler auf solche Fragen einlassen, ist eines sicher: Unser Engagement gilt nicht einer weit zurückliegenden Vergangenheit. Diese Vergangenheit ist nur unser Untersuchungsfeld. Unser Engagement gilt den Problemen unserer Gegenwart.